

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanffengel.



No. 26. Well, ich bin e Schreibe von den Philipp, was mein Hosenband is, triegst un wann ich auch nit viel Geschettes draus hen jehr lönne, so hen ich mich doch wie alles gestreit. Bei Galle, Sie könne mich gar nit glauwe, was ich mich getrubelt hen, der alte Giel occidant gar nit, daß mer sich so immer ihn worrie düht. Jedesmol wann der Mestkerier komme is, do hen ich ebbs edspedat un wann ich das Pheper in die Hand genomme hen, do hen ich immer gedent, ich se, daß den Phil ebbs gehäpnd is, awer ich sin immer dispeundet gemorde. Ich hen von Dag zu Dag gewart un schließich hen ich geschicht als wann ich e trauernde Wittfrau war, wo ihren Mann verlore hätt. Well, viel wär ja ennhau nit an ihn verlore gemore. Uff eemol trieg ich en Brief von ihn. Es ware acht Phefches un allimmer ware Späße an den Pheper; er hot geschriwe, sell wär Tiers, bitahs mann er an mich dente deht, dann dehts ihn immer howel wer'n un dann mishte er greine, awer ich sin schuhr, sell is e Fischtorie, bitahs ich die Pheste emol e wenig klohs inweifficht hen, do hen ich ausgenunne, daß es Griespäge ware. So sin die Mennfoks! Wann se heim sin, dann könne se so schmüt se so saftiche sein wie alles un wie se eim aus den Gesicht sin, dann komme se mit Stories, die ich awer nit glauwe duhn. Well, mehbie es duht Sie indereste, ebbs von den Philipp zu höre un for den Riesen will ich hier en Part von sein Rief folge losse. Off Rohrs den Part, wo er fuhliche Stoff geschriwe hot, den duhn ich omitte, bitahs es draucht doch nit jedes zu wisse, was er for e Kameel is. Well, also loss emol sehn — jehs, do is: „Mein Schmudsch“ — no den Part duhn ich siewer auch schlippe — also hier — in riegahrd zu den Streit, host du mehbie schon in die Pheper geschicht, daß der Streit von mich geschicht is worde. Der Wedesweiler werd off Rohrs sage, das war auch geschicht, mann ich dabeim gedlwe war un hätt ihn sein Wihne juppobete besse, awer do is er aria mischelen. Si tell jub, ich sin e Phefch un das is was mich all die Zeit hier rufe. Die Meinersch hätte arig gegliche e Bantweint an mich uffamade, awer die arme Feger sin so arm un hen so en Hunger gelit, daß se schon längst Harzschle geloricht hätte, wann se nor den Stoff hätte. Awer die Pheperersch hen jedes Stidelsche Kofle gezüht un hen en Stämp druff gedriht un jeden Dag sind die Lomps dreimal immergezüht worde, wann do eins gefehlt hätt, dann köit's Trubel gemore. Es is e Glid, daß ich mit all die Häns so gut edmetent war'n un das ich hen deifich mit se spreche könne, sonst wär noch lang sein End von den Streit zu edpette oemse. Wie ich das Ding gemennschicht h'n, das will ich dich alles verlässe, wann ich wider heim sin. Verlässe müß ich noch e Reilang hier sein, bitahs ich sin effreht, daß ich noch gedraucht wer'n. Wann du den Wedesweiler sehn duht, dann kannst du ihn sage, daß ich ihn en Peunt odder zwei gemore kann, wann ich wider heim komme, wie mer en Saluhn renne duht. Ich sin in en Plog gemore, wo nor seine Schentelmanner friege duht. Der Salubntier is en arig poleiter Mann un duht nit sei Kofliemersch triete, wie der Wedesweiler. Du kannst ihm auch sage, daß selder Salubntier hier auch nit immer warte duht, bis sie Gädit uffse duhn, sondern daß er selbst e ganze Latt Drints uffse duht, wo die Kofliemersch an ihn nemme könne. Der is nit so stimsche un so haktisch wie der Wedesweiler; wei wann der Mann hier en Kofliemersch hätt, wie der Wedesweiler ein an mich hot, der deht ihn in Gold frehme losse un in e Schöpfches stelle, for daß sein Dost an ihn läm. Wann hier mein Freund e Reht läppe duht, wo nit so ganz edftra is, dann duht er sich wider zuschlage un gibt seine Kofliemersch e neis Reht. Der Wedesweiler awer der verkauf alle stätte Bier un macht dann nachher, wann der Kofliemersch erum komme duht e Diddschken in die Bill. Sag ihm auch, daß Niemand hier so große Bills zu renne braucht wie ich immer bei den Wedesweiler renne muß. Sag ihm auch, daß er in meine Auge en ganz trauriger, sedendänbiger Trauermentel is. Ich geb gar nids drum, wann du ihn noch viel mehr sage duht, bitahs er hot's verdient. Ich sin en Giel un e Kofl, daß ich mich schon die lange Jahre alle Nocht in sei Schichtiche hode un mei Geld verspende, blos daß er nit mäd an mich werd. Es is e gute Kessen, wann du ihn emol e diesentes Pies von dein Wein geiwor duht, dem traurige Sedel. So seht sieh ich wider e wenig besser, bitahs ich hen mein Herze Luft gemacht; also duhts nor nit vergesse, dem Wedesweiler alles zu sage. Mit beste Riegahrd un e Kofl (einer is plentie) werbleime ich dein lieber Philipp. Post-

schripppumm. Lizzie, ich denke besser sagt den Wedesweiler auch, daß ich noch sein Salubntier gefunne hen, wo so wenig for sei Kofliemersch teure duht wie der Wedesweiler. Postschripppumm Nummerd zwei. Du besser sag den Wedesweiler gar nids, mehbie er gleichs nit zu höre. Der Dohige. Well, hen se denn schon emol so ebbs gehört? Ich dente, es wär verdoht besser, wann der Philipp kein komme deht. Wann ich seine Gredhe wüß, dann deht ich ihn auch schreime, awer ich weiß ja doch nit aids un nit gads. Mit die Kids hen ich auch en ferchterliche Vater. Ich sage ihne, die Feger wolle mich gar nicht meinde un wann ich sie brohe, daß ich alles ihren Va schreime deht, dann gemore se mich den Lähf un sage, der Va deht sie doch nids duhn, der wär bett lesse. Ich wunner, ob alle Rinner so sessia sin. Mit beste Riegahrd un e Kofl (einer is plentie) werbleime ich dein lieber Philipp. Post-

Antike Falschmünzer.

Eine höchst überraschende Entdeckung ist kürzlich durch einen namhaften französischen Numismatiker in Alexandria gemacht worden. Dieser kaufte in der Nähe des Bahnhofs Ramley einige antike Münzen aus der macedonischen Zeit, darunter ein Vierdrachmenstück mit dem Bildnis Königs Alexander IV. (311—306 v. Chr.) und andere Stücke von anderen macedonischen Herrschern. Sehr bald zeigte die genaue Untersuchung, daß die Münzen sämtlich antik, aber falsch waren. Und nun fanden sich falsche Münzen von genau derselben Prägung bald auch in Aoutir und bei einem Antikenhändler in Alexandria. Ja selbst das Museum zu Alexandria wies eine Reihe von Fälschungen ganz gleicher Art auf, die sämtlich aus einer Ausgrabung stammten, welche unmitttelbar vor einem Thore der antiken Stadt statgefunden hatte. Dazu kam die merkwürdige Thatsache, daß diese Münzen nach dem genaueren Fundbericht zusammen gefunden waren, mit allerlei Bronzegegenständen, Handwerkszeug zum Bleichen, Münzen und kleinen Metallgeschichten. Es kann demnach kaum mehr zweifelhaft sein, daß diese antiken Münzen, die an verschiedenen Orten in der Umgebung von Alexandria gefunden sind, einer antiken Falschmünzwerkstatt entstammen, die vor den Thoren Alexandrias lag. Ja der Director der nationalgriechischen Münzsammlung zu Athen, Herr Svoronos, eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete des antiken Münzwesens, hat sogar ein literarisches Zeugnis für das Bestehen einer derartigen Falschmünzerei beigebracht. Im Leben des Eremiten Paulus nämlich, das Hieronymus etwa 322 n. Chr. verfaßt, wird ein Berg in der untern Landschaft Thebais beschrieben, von dem es heißt: an dem köstlichen eBerge besaßen sich nicht wenige Höhlenwohnungen, in welchen man verrostete Ambosse und Hammer erschlickte, mit denen einst Münzen geschlaagen worden sind. Die ägyptische Lebensbeschreibung berichtet, daß hier eine Falschmünzwerkstätte gewesen ist zu der Zeit, wo Antonius mit der Kleopatra vereint lebte.

Eine lustige Schmutzergeschichte.

Ein paar hochadlige St. Petersburger Damen hatten sich, wie alljährlich, von ihren Reisen große Einkäufe aus Deutschland mitgebracht und mußten sich in Wirbellen die Zollrevision gefallen lassen, wobei die dienstlichen Koffer und Körbe das ganz besondere Interesse der nach Contrebande sührenden Beamten erregten. Beim Öffnen eines Reisekoffers fanden die Spürnasen etwa hundert wohlverpackte Cartons Chocolade, die sie natürlich schleunigt mit Beschlagnahme belegen wollten. Vergebens betwargen die Damen dem herbeigerufenen Zolloffizier, daß dies ihr Reisebedarf nach St. Petersburg sei, der Gestrenge wollte hieron nichts wissen und meinte, so viel Chocolade könne nicht mehr als Mundvorrath anzusehen sein und es läge hier ein Versuch zum Schmuggeln vor, der nur durch hohe Verzählung gesühnt werden könne. Enrüstet erklärten die bedrängten Damen, daß ihnen nie im Leben der Gedanke hierzu gekommen sei. Um dem grimmig dreinblickenden Grenzoffizier von deren Güte einen Beweis zu liefern, daten sie ihn, eine Tafel zu kosten — schmunzelnd prüfte dieser dann auch die so außerordentlich delicate Waare, als ihm vor Schred bei einem Blick nach dem Reisekoffer der letzte Bissen beinahe im Halse steden blieb. Der Korb war nämlich buchstäblich leer, die schlaue Kammerjungfer hatte inzwischen sämtliche Tafeln an die gesammte Grenzwaare und die vielen Reisegeschauer vertheilt — natürlich auch nur zum Kosten. Im Reisekoffer war nicht ein Krümchen mehr zu finden und somit für die lachenden Damen die ganze Schmutzergeschichte erledigt.

Nach dem Berliner Lokalanzeiger vom 13. Oktober nahm die Kaiserin bei Eröffnung des neuen Studienjahres am Viktoria-Theater aus der Hand der Directorin einen Strauch Maredal-Nel-Rosen entgegen. Hätte man die Blumenpende nicht etwas handlicher gestalten können?

Ein lyrischer Dichter.

Rosellette von Hans Heinrich von Schwichel.

Heinrich von Loffen war zweiunddreißig Jahre alt, ledlich wohlhabend, in guter Stellung, recht angenehmer Gesellschaftler und noch immer unbenutzt. Man fand es an der Zeit, daß er sich unter den Töchtern des Landes umsähe. Er selbst schien es nicht zu finden, denn man sah ihn keinerlei Anhalten dazu treffen. Statt dessen erziehen von ihm ein Band lyrischer Gedichte, die sogar gelesen wurden und verhältnismäßig schnell eine zweite Auflage erlebten. Einmal Tages föhrt Loffen bei einem herlich langweiligen Souper einen Badtsch zu Tisch. An Tischen war der Badtsch freilich kein Badtsch mehr. Er zählte achtzehn Jahre (siehe Freiherren-Kalender von Rumpenborg und Kilda). Aber das Mädchen war auf dem Lande groß geworden und hatte die ganze Kindlichkeit und Begeisterungsfähigkeit jenes glücklichen Alters bewahrt. Als sie bei Tisch nach seiner Karte hinübergeschickt und seinen Namen gelesen hatte, wurde sie puterroth im Gesicht, was ihr nach Ansicht ihres Nachbarn sehr gut stand, und murmelte hastig und verlegen einige Worte, aus denen Loffen mit einiger Mühe die Frage heraushörte, ob er mit dem Dichter verwandt sei. „Ich bin es selbst, gnädiges Fräulein.“ „Ach, gnädiges Fräulein!“ „Ach, Sie doch nicht, Ihre Gedichte. Sie finde ich gar nicht nett. Ich hatte Sie mir überhaupt ganz anders vorge stellt.“ „Und darf ich fragen, welches Bild Sie sich von mir gemacht haben?“ „Schön und dunkel und mit Locken und nicht so in Gesellschaft.“ Er lachte auf und schickte über das kurz geschnittene, blonde, sich schon lichte Haar. „Und nun finden Sie einen spottfüchtigen, glatzköpfigen Junggesellen, der nicht ohne Monocle, wohl aber ohne Nachtigallen leben kann. Ich gebe un, daß das eine arge Enttäuschung ist.“ „Na, so schlimm ist es nun doch nicht.“ „Sehr gnädig.“ Als der Aufbruch stattfand, forderte ihn die Mutter der jugendlichen Literaturfreundin, eine gutmüthig und tüchtig aussehende Dame, auf, Besuch bei ihr zu machen. Sie haben so viel Nachsicht mit meinem Döchtling gehabt, Herr von Loffen. Wenn Sie uns mal besuchen wollen zu ner Tasse Thee oder nem Glase Bier. Viel können wir beiden Frauenzimmer Ihnen zwar nicht bieten, und mein Mann hat auf dem Gut zu thun.“ Loffen versprach dankend, der Einladung zu folgen. Er hatte Besuch gemacht, war eingeladen worden, hatte angenommen und es hatte ihm gut dort gefallen. Der einfache, gerade, ungekünstelte Bestand der Mutter, das trohe, kindliche, natürliche Wesen der Tochter gefiel dem etwas müden Großvater. Kurz und gut, als das Frühjahr anbrach, fuhr eines Tages Herr von Loffen auf das Gut des Freiherren, und einige Tage darauf stand seine Verlobung mit Gertrude, Freiherin von Rumpenborg und Kilda, in dem Abendblatte der Kreuzzeitung. „Na ja, ich habe es mir gedacht,“ sagten die alles witternden Gesellschaftslöwen. „Gute Partie,“ meinten die Feudalen. „Nicht viel los,“ behaupteten Andere. Dem Brautpaar war es gleichgültig, was Andere sagten und schwätzten. Sie waren zufrieden mit sich und der Welt. Loffen sah an seinem Schreibtisch. Seit Tagen braute es in seinem Hirn. Raubende, beraubende Klänge von Liebeslust und Glück, von Lebensfreude und seliger Hoffnung. Raum schloß er mehr des Nachts. Er freute sich, die Feder in der Hand zu halten, jetzt konnte er sie niederschreiben, die Gedanken, deren Macht ihn fast quälte. Was waren denn seine ersten Gedichte? Fades, leichtes Zeug, ohne Feuer, ohne Fluß. Aber jetzt, jetzt war es anders. Die Muse stand ihm zur Seite, seine Liebe, seines Glückes würde er die gesammte Literatur erleuchten. Und er begann zu schreiben. — Eine Zeile. Das war gut, nun weiter. Vertauselt der Reim! Wo steht denn der Reim? Er dachte und dachte und suchte in allen Fächern seines Hirns. Einen passenden Reim fand er nicht. Ach was, das letzte Wort wird geändert. Aber gerade das macht die Zeile so schön. „Gut, lassen wir den Anfang fallen und will die Reimerei nicht glücken, machen wir es ohne. Wir sind doch vielseitig genug.“ „Na, so ist es ganz hübsch.“ „Na, was denn, da stimmen ja die Versfüße nicht. Das ist denn doch zum Rasenwerden!“ Wüthend schleudert er die Feder

hin, die in langen Sähen über das schöne, weiche Papier hupfte, aus zornig geöffnetem Schnabel Tinte sprühend. * * * Es war eine schauerhafte Zeit für ihn, die Tage seiner Verlobung. Er kümmerte sich um nichts mehr. Sein Beruf war ihm gleichgültig. Seine Vorgesetzten zuden die Achseln und meinten: „Er ist halt verlobt.“ Nur immer der Schrei seiner Seele: „Ein Gedicht, ein einziges, vernünftiges Gedicht, ach nur eine Strophe!“ Schließlich fing er selbst an zu glauben, seine Gedichte nicht geschriebe zu haben. Jemand ein anderer hatte es gethan. Er hatte sie rucklos gestohlen. Ein Wortkommich bestärkte ihn in diesem Wahn. Nachdem er sich eine halbe Nacht gequält, geradezu sein Hirn geistig geknebelt hatte, war ihm ein Gedicht gelungen. Zeitig am Morgen zeigte er es einem Bekannten. „Ganz hübsch,“ lobte der Kritiker, „aber doch zu sehr anaepisch.“ „Was soll das heißen?“ „Na, es ist beinahe wörtlich das Heine'sche Gedicht.“ „Was meinst Du denn?“ „Der andere nahm einen Band Heine und schlug ihn auf.“ Da fand sein Gedicht mit geringen Menderungen. Er war wie gerschmettert. So waren wahrscheinlich alle seine Gedichte zusammengeschnitten. Bei Heine kam es zufällig heraus, weil man den am besten kannte. Er hielt es nicht mehr aus, machte sich einige Tage frei und fuhr zu seiner Braut. * * * Er kam zurück froh und zufriedener. Seine Braut hatte ihn getroffen. Es würde wohl wiederkommen das Talent. Es mußte wiederkommen. Das sagte auch er sich. Zeit wollte er sich lassen. * * * Er ließ sich Zeit. Mit Feuerzifer kürzte er sich auf seine Alten. Das trodene Zeug war ihm am liebsten. Seine Kollegen nannten ihn schon Streber. Dann versuchte er es wieder an einem Tage, wo er sich recht wohl und gemüthlich fühlte. Aber es wurde nicht. Da schmettete er mit der Faust auf den Tisch, daß das Intenfass umfiel und ein breiter Strom schwarzer Flüssigkeit über das grüne Tuch floß und zu Hause hatte er Alles zum Abendessen vorbereiten lassen, wie zu einem Festmahle. „Das ist schön,“ sagte sie und küßte ihn, „vor dem Essen will ich mir's aber ein bißchen bequem machen.“ Sie zog sich zurück. Als sie das Gemach verließ, nahm sie ihr Nüchlein aus der Tasche. Dabei fiel ein Briefchen auf den Teppich. Was mochte das für ein Brief sein? Der Ehemann nahm ihn auf und las: „Berehrte Frau! Empfangen Sie meinen besten Dank für das schöne Armband, das Sie mir durch Herrn Lambrecht übergeben ließen. Ihrem Wunsche habe ich gern entsprochen und während Ihrer Abwesenheit den Herrn Strohmüthner so sehr an unsere Kreise und mich gefesselt, daß kein Gedanke an ein anderes weibliches Wesen in ihm aufkam. Bei mir aber hatte es, wie Sie wissen, keine Gefahr, denn ich vergrößerte meinen Mann und weiß mir die Leute vom Leibe zu halten. Da ich selbst sehr eiferfüchtig bin, habe ich die Aufgabe gern übernommen; eine Frau muß der anderen helfen. Nochmals den besten Dank Ihrer sehr ergebenen Donna Melinda.“ Dem Ehemann wurde es schmil. Er trodnete sich den Schweiß von der Stirn. Ein ungebeurer Jörn erfaschte ihn über das Spiel, das mit ihm getrieben worden war. Als aber seine Frau in die Stube zurückkehrte, war er schon ganz ruhig, er lächelte vor sich hin und reichte seiner Frau mit einigem Spott im Bilde das gefundene Schreiben. „Du hast Dich in unnöthige Ausgaben gekürzt, meine Liebe,“ sagte er, „Schade um das schöne Armband. Wenn ich Dich wirklich hätte hintergehen wollen, so würde ich's schon getroffen haben — mit Donna Melinda oder einer Anderen, das bleibt sich gleich. Ich wollte mich aber während der einlamen Tage nur ein wenig zerstreuen und unterhalten. Mehr habe ich nicht gewünscht.“ „Na, das ist wohl nicht so ganz sicher,“ erwiderte die Legitime ironisch. Seine Ruhe war indessen so unerschütterlich, daß sie wirklich in Zweifel gerieth. Hatte sie das schöne Bräuel tatsächlich in grundloser Eifersucht verschleudert? ... Sie mußte wohl so denken, denn sie erwachte niemals mehr die Episode. Und auch er hatte seine Gründe, darauf nicht zurückzukommen. * * * „Wettrennen im Alterthum“ schildert die Rheinisch-Westfälische Zeitung vom 9. Oktober und behauptet u. a.: Die Wagen waren zweiräderig, sehr leicht und klein. Die Pferde waren zweiräderig, sehr leicht und klein.“ Sollen sich die Pferde wirklich nicht deutlicher von den Wagen unterscheiden haben?

Tante Malchen.

Humoreske von E. von Schimmel-pfennig.

Das Liebesmahl im Casino der Edelberger Wäner ging zu Ende und nur eine Anzahl von Lieutenants sah noch am unteren Ende der langen Tafel, um die Erbberewele gänzlich zu verbergen. „Bei Sankt Jürgen, unserem Schutzpatron! Es geht doch nichts über unser Casino!“ sagte Graf Schmettwitz, ein junger, blonder Lieutenant, „ist doch ein famoseres Local! Allein dieser hübsche Wäld über den Garten weg — unbezahlbar!“ „Bei Sankt Jürgen, unserem Schutzpatron! Es geht doch nichts über unser Casino!“ sagte Graf Schmettwitz, ein junger, blonder Lieutenant, „ist doch ein famoseres Local! Allein dieser hübsche Wäld über den Garten weg — unbezahlbar!“ „Na ja! Aber es giebt auch andere ganz nette Punkte,“ erwiderte Erwin Winterfeld, ein alter Oberlieutenant, der soeben von der Kriegsakademie zurückgekehrt war, „schließlich komme ich für meine Person immer wieder auf Berlin ab — Berlin im Winter, Berlin im Sommer.“ „Begreife ich nicht,“ nahm Lieutenant von Ribbed das Wort, „was Sie an Berlin finden. Im Winter lasse ich es allenfalls gelten, aber an schönen Sommertagen, wenn lau die Rüste weh'n — wie Schiller sagt —“ „Uhländ, Uhländ!“ rief der Fähnrich ein. „Junter, Sie steigen sofort in's Glas!“ donnerte Ribbed. „Wenn ich Schiller sage, dann ist es Schiller! Verstanden?“ „Zu Befehl, Herr Lieutenant!“ „Re, Ribbed!“ entagete der Oberlieutenant, „Sie sind im Irrthum. Sehen Sie mal par exemple die Kroll-Terrasse. Da sehe ich nun zu gern an Sommerabenden.“ „Hol' mich dieser und jener! Winterfeld schilbert das so appetitlich, daß ich auch mal 'rüberfahren möchte,“ sagte Schmettwitz. „Wie wäre es, Capitans, wenn wir am nächsten Sonntag nach Berlin fausten?“ „Brillante Idee, selbstverständlich!“ scholl es durcheinander, nur der kleine Gantikow, ein älterer Lieutenant, blieb stumm. „Sie kommen doch auch mit, Gantikow?“ „Bedaure — ich erwarte in diesen Tagen einen Besuch — eine Tante aus Stuttgart, Tante Malchen!“ Ein keifes Getischer durchlief die Reihen. Ribbed stemmte das Monocle in's Auge und stierte Gantikow. „Schau, schau, Tante Malchen! Ist das dieselbe Tante, Gantikow, die Dir die wollenen Winterstrümpfe strickt?“ „Ich verbitte mir die Ugerei, Ribbed!“ „Trägst Du nicht wollenen Aniestrümpfe?“ „Ja!“ „Na also! Ist das dieselbe Strümpftante?“ „Wenn es Dich beruhigt, Ribbed, nein, es ist eine andere Tante.“ „Verheirathet?“ „Witwe — der Mann war Offizier.“ „Nun, dann also viel Amusement mit Tante Malchen. Thue Dir keinen Schaden an den Bonbons!“ „Was für Bonbons, Ribbed?“ „Tante Malchen wird ihrem lieben Neffen doch wohl Bonbons mitbringen. Oder ist Du Zuderkandis lieber?“ Die Trompeter im Garten bliesen als Ertraggabe den Galopp aus „Orpheus“ von Offenbach. Ribbed nahm die feste Melodie auf und sang: „Tante Malchen ist charmant — ist charmant — Bringt dem Bobo Zuderland, Zuderland, Zuderland!“ Jubelnd fiel der ganze Chor der Lieutenants in die Verse ein, und Gantikow, der sich einen Augenblick ärgerte, mußte schließlich mitlachen. „Ihr redt mich zwar mit meiner Vorliebe für Süßigkeiten, Du Ribbed, befonders. Aber Du hast auch Deine Schwächen. Du sprichst lauter Schlagfahne mit Zuder.“ Und schnell improvisirte auch er ein Paar Verse: „Ribbed ist ein süßer Fant, süßer Fant, Und sein Herz steht leicht in Brand.“ Während die Corona unter unbändigem Gelächter diesen Cantus wiederholte, tranken die beiden Lieutenants sich zu: „Brost alter Junge — Tante Malchen soll leben!“ „Brost Ribbed, Du wirst schon bekehrt werden!“ * * * „Kinder, ich erkläre Euch, die Tante Malchen ist ein Phantasiemagde,“ sagte Ribbed zu seinen Kameraden, als sie am Sonntag von der Kroll'schen Terrasse den Sonnenuntergang genugsam bewundert hatten, „ich erkläre Euch, diese Tante existirt gar nicht, und Gantikow hat sie aus irgend einem Grunde erfunden.“ Winterfeld schüttelte den Kopf: „Möglich, aber nicht wahrscheinlich.“ Die Offiziere schritten langsam durch die breite Allee, an den Statuen vorüber. Sie gingen von Gruppe zu Gruppe, nur Ribbed blieb zurück; seine Aufmerksamkeit galt einer jüngeren Dame, die drüben auf der anderen Seite langsam einerschritt und zuweilen vor einem Denkmal stehen blieb. „Bildschöne Person!“ murmelte er; „aber allein Abends im Thiergarten? Na! Recognoscirt habe ich nun genug, jetzt heißt es actieren.“

Ribbed wartete bis die Kameraden seitwärts in die Bellenstraße bogen, dann überschritt er den breiten Fahrdamm. Die Dame stand jetzt vor einer Gruppe und betrachtete aufmerksam die Anlage; der Augenblick schien Ribbed geeignet, und dichter herantretend, sagte er halb für sich: „Ein recht mißlungenes Werk!“ Langsam wandte die Dame den Kopf und betrachtete den ungelovenen Sprecher von oben bis unten. „Ein entzückender Körper!“ dachte Ribbed. „Ich danke sehr für Ihre kritische Erläuterung, mein Herr!“ Die Worte waren so eigenthümlich gefärbt. „Madame sind selbst Künstlerin?“ „Ein wenig, aber nicht in der Sculptur.“ „Aha, Sängerin oder so was!“ dachte Ribbed, und kühner werdend, fragte er: „Und in welchem Fach?“ „Interessirt Sie das?“ „Gewiß! Sie scheinen sehr kunstverständig zu sein!“ „Und Sie, mein Herr, sehr neugierig!“ Sie zuckte die Achseln, wandte sich und schritt die Allee zurück. Er folgte und an der nächsten Gruppe blieben Beide stehen. „Ein recht mißlungenes Werk!“ sagte die Dame, und es huschte wie ein Lächeln über ihre Lippen. „Nun verpöten Sie mich gar, Gnädigste. Oder wollen Sie mir erklären, warum die Statuen Ihrer Mißfallen erregen?“ „Gewiß, mein Herr! Der Bildhauer hat erschicklich das Bestreben gehabt, diesen Markgrafen aus einem schönen Mann darzustellen. Und ich hoffe die schönen Männer, weil sie jumeist — dumm sind.“ Das war ein deutlicher Hieb. „Sie scheinen nicht nur künstlerische, sondern auch psychologische Studien zu treiben, meine Gnädigste.“ „Die Männer sind so leicht zu durchschauen!“ „Ei, da muß ich mich wehren!“ „Wird Ihnen schwerlich helfen, mein Herr!“ „Uebrigens kommt es ganz auf das Object der Betrachtung an. Der eine ist undurchsichtig, wie dieser Marmor, der andere kryllklar. Sie, meine Gnädigste, gehören zur letzteren Kategorie!“ „Ach, das ist ausgezeichnet! Nun denn, verüben Sie mir Ihre Weisheit. Wer bin ich?“ „Nichts leichter als das! Hören Sie! Sie wandeln in vorgerückter Abendstunde einsam in dieser Straße, die Kunst und Natur in herrlicher Harmonie vereint. Sie bewegen sich in einem langjamten, beinahe feierlichen Schritt. Sie haben mir mein Stichwort: „Ein mißlungenes Werk!“ respizirt. Sie sprechen mit einem eigenthümlichen Vibrato. Das sind alle Hinweise auf die dramatische Kraft — Sie sind Sängerin!“ „Ah, das ist überraschend. — Aber nun ist die Reihe an mir, mein Herr!“ „Ich habe vielleicht vorbeigetroffen,“ sagte Ribbed, „aber sicherlich nicht sehr weit.“ „Nun also: Sie haben ein gebrauchtes Gesicht, einen hochgestellten Schnurrbart; Ihre Kleidung sieht adrett. Sie klappen mit den Abfängen zusammen, wenn Sie sich vorbeugen; Sie halten sich gerade. Das alles deutet auf einen Offizier, einen Reiteroffizier.“ „Oh! Sehr gut! Und weiter?“ „Sie stehen nicht hier in Garnison, sonst würden Sie nicht die Denkmäler schubren. Sie haben aber doch ein Interesse daran, also stammen Sie aus der Welt!“ „Bravo! Nun bin ich gespannt!“ „Worauf? Soll ich Ihnen vielleicht auch noch Alter und Waffe und Namen sagen, mein Herr?“ „Das ist freilich unmöglich!“ „Doch nicht! Sie sind — lassen Sie sich näher ansehen — neunundzwanzig bis dreißig!“ Ribbed wurde es schmil, als die schöne Frau nahe an ihn herantrat und in seine Augen sah. „Sie sind zum Kürassier zu klein, für Husar und Dragoner zu groß — also Ulan!“ „Das grenzt ans Wunderbare!“ „Nun und der Name — ich verstehe mich auf märkische Gesichter — sollten Sie nicht vielleicht ein Herr von Ribbed sein?“ Der Lieutenant machte kein allzu geistreiches Gesicht, und die Dame lachte belustigt auf. „Aber noch eine andere Stimme schlug an Ribbed's Ohr, und als er sich umwandte, trat Gantikow aus dem Schatten einer Ecke. „Bobo — Du?“ „Nardon, doch ich störe!“ „Ich denke, Du bist in Edelberg und hast den Besuch Deiner Strümpftante? Hat sie Dir Bonbons mitgebracht?“ „Sie hat abgeschrieben!“ „Aber nun troll' Dich, Bobo! Oder verlangst Du etwa, vorgestellt zu werden?“ „Nicht nöthig — hast Du Dich vorgestelt?“ „Nein — aber —“ „Dann kann ich's ja nachholen! Meine verehrten Anwesenden, ich habe das Vergnügen, hier den Lieutenant von Ribbed zu präsentieren, genannt den Herzbrecher, und hier, lieber Georg — meine Tante Malchen, oder richtiger Gouffine Malchen — meine Braut!“